

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 19 (1936)
Heft: 1

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

15 Jahre nun lebte Acosta als Ausgeschlossener. In dieser schmerzreichen Zeit des Verfemtseins vollzog sich eine neue Wandlung in ihm, die er selbst in seinem «Exemplum» ergreifend schildert; das uns Alfred Klaar nach dem von Limborch überlieferten lateinischen Urtext zugänglich gemacht hat: «Uriel Acosta» Berlin 1909 bei Georg Reimer). Er lernte daran zweifeln, ob das Gesetz Mosis, das in so vielem dem Gesetz der Natur widerspreche, für Gottes Gesetz gelten könne. So widerspricht sich Gott in seinen Werken nicht, dass um der Religion willen Kinder den Eltern, Brüder den Brüdern entfremdet würden ... Da entschloss er sich denn nach 15jähriger vollständiger Absonderung, dem Gesetze der Natur nachgebend und nach innerlicher Ueberwindung des unhaltbaren mosaischen Alterglaubens, sich wieder den Menschen, seien es auch die Pharisäer von Amsterdam, anzuschliessen. Er widerrief zum erstenmal. Nicht lange aber sollte der Friede währen. Denn er wurde beim Rabbinerrat denunziert, dass er die Speisegesetze übertrete; dass er zwei Christen, die zum Judentum übertreten wollten, vor diesem Schritt warnte. Nun wurde Acosta, da er sich dem Spruche der jüdischen Richter, in der Synagoge öffentlich gepeitscht zu werden, nicht fügen wollte, mit dem grossen Bann belegt, der da lautet: «Wir verfluchen den Gottlosen mit dem Banne, den Josua über Jericho verhängt, mit dem Fluche, den Elisa über die Knaben ausgesprochen und mit allen den Verwünschungen, die im Gesetze geschrieben sind. Verflucht sei er am Tage und verflucht sei er bei Nacht, verflucht beim Niederlegen und verflucht beim Aufstehen, verflucht bei seinem Ausgang und verflucht bei seinem Eingang. Gott möge ihm nie verzeihen! ... Niemand darf mit ihm verkehren, nicht mündlich, nicht schriftlich; niemand erweise ihm eine Gunst, niemand sei unter seinem Dache, oder innerhalb 4 Ellen beisammen ...»

Der also Verfemte bekam denn die Tröstungen der süssen Religion bitter zu kosten! War er krank, so lag er hilflos allein; er, der Witwer, dem die treue Gattin entrissen war, durfte nicht wieder heiraten; dem Leichenzuge seiner Mutter durfte er nicht folgen; seine Brüder bemächtigten sich seines Vermögens und jeder geschäftliche Verkehr ward ihm unmöglich gemacht, so dass er völlig verarmte.

Sieben Jahre dauerte dieses zweite, schlimmere Martyrium, und es fehlte nicht an Fürsprechern, die ihm zum Widerruf, zur Annahme der Busse, die nur milde ausfallen sollte, so lange rieten, bis der Gequälte nachgab, aus der Er-

wägung heraus, dass jede Schmach, die sie bei der Busse ihm antun würden, ja doch auf sie zurückfallen musste. Alles wollte er mit sich geschehen lassen, um ein Exempel nicht an sich, sondern an den Rechtgläubigen zu statuieren, wie es im «Exemplum», das er vor seinem Selbstmord niedergeschrieben hatte, als Dokument der Schande festgehalten ist. In der dichtgedrängten Synagoge musste er von der Kanzel herunter bekennen, dass er wegen der Verletzung der Speisegesetze, des Sabbats und der Untreue gegen den Glauben, da er anderen den Eintritt ins Judentum widerraten hatte, tausend Tode verdient habe: Dann trat der allerheiligste Vorsteher an ihn heran und hiess ihn sich bis zum Gürtel entblößen und an einer Säule binden lassen. Hierauf kam der Vorbeter und versetzte ihm mit einer ledernen Peitsche 39 Schläge auf die Seiten, genau nach der Tradition (Moses, V. Kap. 25, 2 und 3); denn es ist Vorschrift der Thora, die Zahl 40 nicht zu überschreiten. Und da jene Männer gar religiös sind, hüten sie sich soviel als möglich, durch Gesetzesüberschreitung zu sündigen. Während des Schlagens wurde ein frommer Psalm gesungen ... Dann musste sich Acosta auf die Schwelle des Gotteshauses legen und alle schritten über ihn hinweg ... So wurde Acosta von der Exkommunikation erlöst.

Und nun entwickelte der also Gequälte in seiner Todesstunde — was Wunder, wenn dieses Herz der Enttäuschung erlag! — seine Auffassung von Gemeinschaft und gesittetem menschlichen Zusammenleben: die Natur allein und nicht abgeschmackte Bräuche, gehässiger Glaubenswahn darf unsere Richtschnur sein. Das Naturrecht, das knapp vor Acosta in Hugo Grotius seinen mutigen Vorkämpfer gefunden, gründet sich auf dem Instinkt, dem Trieb der menschlichen Natur zu einem menschlichen Leben und zu sozialem Zusammenleben, während durch Glaubensfanatismus die Menschen, ja sogar Blutverwandte und Brüder, entzweit und zu Todfeinden werden können. «O ihr Strenggläubigen», heisst es wörtlich im „Exemplum“, «ihr vergeift Euch an jenen, die das Menschengeschlecht ohne Unterschied mit ihrer Liebe umfassen, die dieses Geschlecht lieben, dessen Gegner ihr doch alle seid, da ihr alle anderen Völker für nichts achtet und zu den Bestien werft, Euch selbst aber dreist in den Himmel hebt ... Ihr ereifert Euch für die Lüge, um die Menschen einzufangen und zu Sklaven zu machen, ich aber für die Wahrheit und für natürliche Freiheit der Menschen, denen es vor allem geziemt, befreit vom Wahnglauben und dem Firlelfanz nichtiger

Reuilleton.

Der unpersönliche Gott.

August Forel erzählt ein Münchner Erlebnis.

Als der berühmte Schriftsteller Ludwig Thoma, Redakteur am Simplizissimus, wegen derber, gegen Pfarrer gerichteter Karikaturen, unter Unsittlichkeitsanklage eingeklagt war, wurde ich am 13. Januar 1906 als Zeuge von der Verteidigung nach München berufen. Im Gerichtssaal bemerkte ich an der Wand ein sehr erotisch gemaltes Bild, worauf eine Ehebrecherin von einem geilen Gerichtsdiener vor den Richter geschleppt wird. Als ich hörte, dass selbst Freidenker den Gerichtseid «So wahr mir Gott helfe» usw. ganz ruhig nachsprachen, wurde mir übel, und ich erklärte dem Anwalt, das täte ich nicht. In seiner Not erzählte mir dieser von jemandem, der sich dadurch half, dass er den Begriff Gottes nicht für persönlich aufzufassen erklärte. Damit gab ich mich schliesslich zufrieden. Der Gerichtsvorsitzende betonte immerwährend den boshaften, für die Pfarrer beleidigenden Charakter der Karikaturen. Als ich an die Reihe kam, würgte ich mit Mühe den Eid heraus, fügte aber sofort nachher laut hinzu: «Aber, Herr Vorsitzender, ich erkläre hier, den Begriff Gottes durchaus nicht persönlich aufzufassen.» — Darauf grosse Bewegung im Saal. Vorsitzender: «Das ist Ihre Sache» usw. — Ich: «Thomas Karikaturen sind zwar sehr derb und beleidigend, besonders in den Textausdrücken, aber für strafbar unsittlich kann ich sie durchaus nicht halten. Wenn man in dieser Beziehung so streng sein wollte, müsste man zuerst alle Redouten

und Tingeltängels, alle Nachtlokale und einen guten Teil der Varietés Münchens schliessen, viele Schaufenster verdecken und dazu, Herr Vorsitzender (auf das erwähnte Gemälde deutend), dieses Bild da oben mit einem schwarzen Tuch verdecken!» — Daraufhin grosses Gelächter im Saal. Vorsitzender: «Das ist aber Kunst!» — Ich (auf die Karikaturen deutend): «Das ist auch Kunst, nur anderer Art!» Der arme Vorsitzende war ganz bestürzt und offenbar froh, als ich fertig war. Ich aber hatte nie einer so lustigen Gerichtssitzung beigewohnt. Ludwig Thoma machte auf der Armsünderbank das reinste Max- und Moritz-Gesicht. Ich musste bald fort. Der Staatsanwalt liess dann all seinen Geifer auf mich als Ungläubigen, des Eides wegen, fliessen. Thoma wurde freigesprochen, aber soviel ich weiss, bekam der Staatsanwalt einen Verweis, wenn nicht seine Entlassung.

Als Nachspiel wurde ich im «Simplizissimus» vom 29. Januar mit dem Staatsanwalt abgebildet. In der «Münchener Post» vom 17. Januar widmete ferner Ludwig Thoma dem Staatsanwalt und mir eine lustige Satire.

Nach dem Prozesse. (Abdruck aus der «Münchener Post» vom 17. Januar 1906.)

Ich sass zehn Stunden lang auf der Anklagebank. Sie ist mit einem Gitter versehen, erhebt sich einen Meter über den Fussboden und man hat von da aus einen hübschen Blick auf den Saal, das Präsidium und die Geschworenenbank.

Unter mir, in der Ebene, sass die Intelligenz, weiter oben nach links die Jurisprudenz.

Die Intelligenz war vertreten durch gute Namen, Dr. Forel,

Bräuche, ein menschenwürdiges Leben zu führen ... Wir leben nicht gut, wenn wir viele nichtige Vorschriften beobachten, aber wir leben gut, wenn wir vernünftig leben. Die Strenggläubigen freilich sagen, wenn kein anderes als das Naturgesetz wäre und die Menschen nicht daran glaubten, dass es noch ein anderes Leben gäbe und nicht die ewigen Strafen fürchteten, aus welchem Grunde würden sie nicht beständig Böses tun! O! es ist doch keiner unter Euch Strenggläubigen, der nicht von sich sagte, dass er gut und barmherzig sei und Wahrheit wie Gerechtigkeit liebe. Aber wie reimt sich das? Entweder ist es falsch, was Ihr von Euch behauptet, oder Ihr bezichtigt fälschlich der Bosheit alle anderen Menschen, die ihr mit euren vorgehaltenen Larven schrecken und mit Einbildungen heilen wollt. Dabei schmähst Ihr Gott, den Ihr in den Augen der Menschen zum grausamsten Schinder und schrecklichsten Henker macht ... Ja, viele gibt es, die trügerisch umherschleichen, sich überaus religiös anstellen und unter dem Deckmantel der Religion möglichst viele heranzulocken, die Arglosen täuschen; gleich dem nächtlichen Diebe, der den Nichtahnenden, Schlafbefangenen meuchlings überfällt. Eben diese pflegen im Munde zu führen: «Ich bin Jude! Ich bin Christ! glaub mir, ich betrüge Dich nicht!» O, Ihr bösen Tiere! Wer nichts von alledem sagt und sich nur als Menschen bekennt, ist unvergleichlich besser als Ihr!»

Dies schrieb er nieder, und dann ging er hin und nahm sich selbst das Leben, dieser Märtyrer freien Denkens, reinen Menschentums. Ein achtjähriger Knabe war Zeuge der schändlichen Geißelung Acostas im Judentempel zu Amsterdam im Jahre 1640, war Zeuge des Freitodes dieses Opfers des Fanatismus. Und 16 Jahre später wurde eben dieser Knabe, der inzwischen zum Denker herangereift war, mit dem gleichen grossen Bann belegt, wie Acosta, sein unvergesslicher Oheim. Der Knabe aber wurde einer der Grössten im Reiche des Gedankens, der Knabe war *Spinoza*, genannt der Fürst der Atheisten. P. T.

Zum Jahreswechsel

entbieten Hauptvorstand, Geschäftsstelle, Sekretariat und Redaktion die besten Glückwünsche. Wir hoffen, dass alle Mitglieder und Gesinnungsfreunde auch im kommenden Jahre uns die alle Treue bewahren und mit uns kämpfen gegen alle Reaktion und Verblendung.

Ganghofer, Dr. Hirth, Conrad, Ostini, Dr. Kopp, Curt Aram, Dr. Hallgarten, Georg Fuchs, Kastner, Graf Keyserling, Dr. Elsass. Die Jurisprudenz war vertreten durch drei Richter und einen Staatsanwalt.

Der Staatsanwalt war ein jüngerer Herr, hatte fahlgelbe Haare, wässrige Augen und viele Zahnstocher in der Westentasche. Ich weiss das, weil er sie im Verlaufe der Verhandlung alle herauszog.

Die Intelligenz wurde verhört.

Prof. Dr. Forel, der berühmte Gelehrte, trat vor. Der Staatsanwalt gähnte und fragte den beisitzenden Richter, ob es wahr sei, dass der zweite Staatsanwalt Maier Landgerichtsrat wurde. Der Vorsitzende erkundigte sich nach den persönlichen Verhältnissen Dr. Forels.

«Sie heissen?»

«Dr. August Forel.»

«Was sind Sie?»

«Arzt und Professor an der Universität Zürich.»

Der Staatsanwalt flüstert dem beisitzenden Richter in Ohr: «Zürich; da ist das Korps Helvetia, blau-weiss-rot.»

Der Vorsitzende fragt: «Also Professor? So, so! Ja, was für ein, ich meine, was für eine Wissenschaft?»

«Psychiatrie.»

Der Staatsanwalt beugte sich vor und flüsterte dem Beisitzer ins Ohr: «Was ist der Mensch?»

«Psychiater», flüsterte der Herr Landgerichtsarzt.

«Ps ... Ps ... ?»

Die Schicksalsgemeinschaft von Klerikalismus und Faschismus.

Der römisch-katholische Erzbischof von Westminster, Dr. Arthur Hinsley, hielt kürzlich eine vielbemerkte Rede, in der er sich mit der Haltung des Papstes im italienisch-abessinischen Konflikt beschäftigte. Er betonte, dass der Papst nicht als Richter fungieren könne, da er vom Völkerbund dazu nicht eingeladen wurde. Dann fuhr er fort: «Wenn der Faschismus, den ich im Prinzip nicht billige, untergeht, dann kann nichts das Land vor dem Chaos bewahren. *Dann geht Gottes Sache mit ihm unter.* (Nebenbei bemerkt: Es muss wohl eine traurige Sache sein, die sich voll und ganz auf den Faschismus einzustellen gezwungen ist!)»

Unter «Chaos» meint der Erzbischof natürlich den Sozialismus. Die katholische Kirche weiss eben genau, so sehr sie auch den Totalitätsanspruch des Faschismus bekämpft, um ihre eigenen Machtansprüche innerhalb der faschistischen Diktatur behaupten zu können, dass mit dem Beginn der sozialistischen Gesellschaftsordnung das Reich Gottes dahin ist, und zwar nicht nur jenes Reich, das nicht von dieser Welt ist, sondern vor allem jenes Reich, dessen Bestand im Diesseits durch die ungleiche Güterteilung des kapitalistischen Systems gesichert wird.

Dieses Wissen um die Schicksalsgemeinschaft von Klerikalismus und Faschismus wird nicht erst durch das oben angeführte Zitat offenbar. Die Aeusserung des englischen Erzbischofs stützt sich ihrerseits vielmehr auf den Wortlaut der päpstlichen Enzyklika «Quadragesimo anno» vom 15. Mai 1931. Dort musste Pius XI. zugeben, dass die katholischen Gewerkschaften und Arbeitervereine «an zahlenmässiger Stärke derzeit leider (!) von den sozialistischen und kommunistischen Organisationen noch übertroffen» werden, und so ist es verständlich, dass gerade die katholische Kirche an der gewaltsamen Zerstörung der marxistischen Arbeiterverbände interessiert war. Die «starke Hand» wurde von ihr als «Werkzeug Gottes» gepriesen. Aber es drohte die Gefahr, dass die autoritäre Staatsregierung ihre Macht schliesslich auch gegen die Kirche gebrauchen werde, wie der Papst zu seinem Leidwesen im faschistischen Italien erfahren musste.

Wie sehr sich die katholische Kirche durch den Totalitätsanspruch des Faschismus in ihrem eigenen Bestande bedroht fühlt, geht schon daraus hervor, dass der Papst in dem erwähnten Rundschreiben gar nicht gewagt hat, Kritik an dem faschistischen Wirtschaftssystem zu üben, sondern sich damit begnügt hat, dort von einer «eigenartigen gewerkschaftlichen und berufsständischen Organisation» zu sprechen, die «nicht

«Psychiater und er ist bekannt als Kämpfer gegen den Alkoholismus.»

«So?»

Die Züge des Staatsanwaltes nahmen einen düsteren Ausdruck an und er warf feindselige Blicke auf den Gelehrten.

Währenddessen schritt das Verhör weiter. Nach der Verurteilung sagte Dr. Forel lebhaft, dass er nicht an einen lebendigen Gott glaube.

Der Vorsitzende war durch diese Erklärung unangenehm berührt; die bayerische Justizverwaltung steht seit den letzten Wahlen auf sehr freundschaftlichem Fusse mit dem lieben Gott, eine oberlandesgerichtliche Entscheidung hat sogar ausdrücklich das Dasein Gottes festgestellt.

Es war peinlich.

Der Vorsitzende lächelte milde auf den Verlorenen herunter und deutete durch eine Handbewegung an, dass er bei diesem Thema nicht verweilen dürfe.

Also der Vorsitzende schob die Erklärung beiseite, mit einer Geste, welche sagte: «Schon gut, armer Teufel!»

Der Staatsanwalt war nicht so ruhig. Die Wut überkam ihn. Da stand so ein Mensch, nicht wahr, der das Dasein Gottes leugnete, nicht wahr? Und ein Gegner des Alkohols war, nicht wahr?

Ja, wer trinkt denn Bierjungen, wenn es keinen Alkohol mehr gibt? Der Staatsanwalt schob seine Mütze ostentativ in das Genick, steckte die Hände in die Hosentaschen und fixierte den Gelehrten.

ohne einige Charakterisierung und entsprechende Würdigung bleiben kann». Doch diese «Charakterisierung» erfolgte nur indirekt, nämlich nur durch den Hinweis auf die einstige, vom Katholizismus getragene mittelalterliche Gesellschaftsordnung, die nach der Ansicht des Papstes «zwar auch nicht in jeder Beziehung vollkommen war, aber doch in Anbetracht der Zeitverhältnisse und Zeitbedürfnisse der rechten Verunftsordnung (!) nahe kam».

Ja, damals im katholischen Mittelalter waren noch herrliche Zeiten für die Romkirche. Der Katholizismus ist eben eine im Grunde feudalistische Organisation, die in der Agrarwirtschaft verwurzelt ist, und die Schwierigkeiten, die sich heute für die Kirche ergeben, sind letzten Endes auf die Agrarkrise, d. h. auf die Schere zwischen industrieller und landwirtschaftlicher Produktion zurückzuführen. Der Landhunger der Kleinbauern wird schliesslich auch vor dem kirchlichen Grossgrundbesitz nicht haltmachen, und man versteht daher recht gut, warum der Papst mit solchem Nachdruck betont: «Der Sozialismus ... bleibt mit der Lehre der katholischen Kirche immer unvereinbar — er müsste denn aufhören, Sozialismus zu sein: der Gegensatz zwischen sozialistischer und christlicher Gesellschaftsordnung ist unüberbrückbar.»

Dabei weiss die Kirche sehr wohl, dass nur eine gerechte Güterverteilung die Revolution verhindern könnte, und der Papst erhebt nach dieser Richtung mit Nachdruck seine Stimme: «Täusche sich niemand! Nur um diesen Preis lassen sich öffentliche Ordnung, Ruhe und Frieden der menschlichen Gesellschaft gegen die Mächte des Umsturzes mit Erfolg behaupten». Da aber andererseits klar ist, dass die herrschende Klasse niemals freiwillig auf ihre Vorrechte verzichten wird, und dass die Revolution eben aus dem Verlangen nach einer gerechten Güterverteilung entspringen muss, so bleibt der Kirche in ihrem Streben nach einer verlängerten Lebensdauer nichts anderes übrig, als sich — nolens volens — dem Faschismus in die Arme zu werfen.

Es ist ein Bündnis auf Gedeih' und Verderb»: «Wenn der Faschismus untergeht, dann ... geht Gottes Sache mit ihm unter.» Der Erzbischof von Westminster mag den Faschismus «im Prinzip nicht billigen». Auch der Papst ist keineswegs von der dem Katholizismus durch das Schicksal aufgezwungenen Kampfgemeinschaft mit dem Faschismus sonderlich erbaut, doch der Zwang der Verhältnisse ist stärker als der gute oder böse Wille der beiden Partner, die — im Dienste der herrschenden Klasse stehend — einander neiden, was vom Tisch der Reichen für sie abfällt. In diesem Streit um den Judaslohn, den die beiden Bundesgenossen gegen einander zu führen genötigt sind, wird die Kirche durch den Fa-

schismus diskreditiert, und umgekehrt wird der Faschismus durch die Kirche — wenigstens indirekt — entlarvt.

Diesen politischen Anschauungsunterricht an die breiten Massen heranzutragen, ist Sache unserer Aufklärungsarbeit. Denn «von selbst» wird die Schicksalsgemeinschaft von Kleptikalismus und Faschismus nicht in sich zusammenfallen. Gläubige Menschen mögen sich darauf verlassen, dass «Gottes Mühlen langsam aber sicher mahlen». Wir Freidenker haben die Pflicht, immer wieder zu betonen, dass es der Mensch selbst ist, der die Haupttriebkraft der Geschichte darstellt.

Hartwig.

Neujahr.

Es ist bekannt, dass die katholische Kirche alle Feste des Jahres als *ihre* Feste erklärt, obwohl alle — mit Ausnahme des Fronleichnamfestes — heidnischen Ursprungs sind und von den Juden und später den Christen übernommen wurden. Ebenso ist bekannt, dass der Neujahrstag durch den Julianischen Kalender der Römer (Julius Cäsar) entstanden ist, der das Jahr in eine bestimmte Zahl von Tagen und Monaten einteilte und dass später Papst Gregor diesen heidnischen Kalender reformierte. Das sind die Julianischen und Gregorianischen Kalender. — Die Juden feierten am 1. Jänner das Fest der Beschneidung, während die «Heiden» im alten Babylon das Nisam-Neujahrsfest feierlich begingen. Es wurden Keilschriften auf Tontafeln gefunden, in welchen die Neujahrsfeier als das höchste Fest erklärt wurde. Darnach versammelten sich die Götter im Schicksalsgemache, und es wurden durch Lose die Geschehnisse des Jahres bestimmt, der himmlische Schreiber verzeichnete auf Tafeln des Lebens jedem Menschen seine Sünden und seine Lebensdauer. Es bestand daher das Sündenregister schon *vor* dem Christentum. Es werde zerbrochen die Tafel meiner Sünden, heisst es in einem Ritualtext, und diese Vorstellung hat sich Jahrtausende erhalten. — Auch die jüdische Bibel hat den gleichen Gedanken. Gott sitzt am Neujahrstage über den Menschen zu Gericht, Bücher des Lebens und des Todes werden vor ihm aufgeschlagen. Im Kirchengesang wird der Neujahrstag als der Tag des Zornes (dies irae) bezeichnet, und es heisst dort weiter: Und ein Buch ward aufgeschlagen — darin ist es eingetragen — wes die Welt ist anzuklagen.

Die Zeiten des Neujahrs waren sehr verschieden und nicht immer am 1. Jänner. Frankreich hatte den Neujahrstag bis 1448 vom Osterfest an gerechnet, England bis 1550 vom 25. Dezember an, Florenz bis 1745 am 25. März, Venedig bis

Forel reagierte nicht. Er schien gar nicht zu bemerken, wie drohend die Augen da droben glänzten.

Vielleicht dachte er momentan nicht an Bierjungen.

Er begann zu sprechen. Für Künstler und Laien war es eine herzhaft Freude, den Mann zu sehen und zu hören.

Keine Spur von Rhetorik; jedes Wort verriet den voreilenden Gedanken, der leichte französische Akzent erhöhte den Reiz. Dazu die Lebhaftigkeit der Geste, die Sprache der schönen geistvollen Augen; der Kontrast zwischen dem jugendlichen Feuer der Empfindung und den weissen Haaren, ein erquickendes Bild.

Der Vorsitzende unterbricht ihn durch Fragen. Forel dreht sich rasch nach ihm um; die Entgegnung spornt ihn an.

Er beugt sich vor, um besser zu hören. Ein leichtes Lächeln um die Lippen; er kennt den Geist, der diese Fragen an ihn richtet!

Brave Konvention; etwas von dem Bleigewicht, das sich an alle Ideen hängt, seit es Ideen gibt.

Forel lächelt und fertigt die Entgegnung ab.

Wie er es tut, knapp, mühelos, lebhaft, mit der Ueberlegung des Mannes, dem wahrhaftig diese breit gequetschte Konvention nicht imponiert, das ist künstlerisch.

Der Staatsanwalt gähnte fünfmal während der Rede und hielt dabei nicht einmal den Zahnstocher vor den Mund. Die Augen wurden ihm feucht, so herzlich gähnte er.

Und er schritt immer wieder von seinem Platze weg zu dem beisitzenden Richter.

Manchmal schlug der warme Ton Forels an sein Ohr; dann schob er die Mütze weiter zurück und lachte verächtlich. «Gottesleugner. Kennen wir schon.»

Dann kamen andere Sachverständige. Als der letzte seine Rede geschlossen hatte, stand der Staatsanwalt auf und sagte, jetzt komme er an die Reihe, nachdem sich die Vertreter der Intelligenz «ausgeschleimt» hätten.

Er sagte wörtlich so.

Wenn seine Verbindung einen Konvent abhält, darf er diesen Ausdruck nicht gebrauchen; auf der Exkneipe bei Beginn der «Fidelitas» ist er gestattet.

Der Staatsanwalt glaubte, dass die «Fidelitas» eröffnet sei und sagte also, die Forel, die Kopp, Ganghofer usw. hätten sich «ausgeschleimt».

Dann erzählte er, dass sein kleiner Emil alles auswendig lernt, was gedruckt wird, und dass grosse Gefahr besteht, dass dieses begabte Kind eines Tages meine Verse statt des Nachtgebetes aufsagt.

Dadurch wird aber der kleine Emil verdorben. Er soll später studieren und Bierjungen trinken und an Gott glauben und Staatsanwalt werden.

Dazu braucht der Emil das Nachtgebet; sonst wird er so einer wie der Doktor Forel.

Na, hoffen wir, dass es nicht so weit kommt.»

(Mit Erlaubnis der Büchergilde Gutenberg entnommen dem Buche: August Forel: «Rückblick auf mein Leben».)